

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.
(Fortsetzung.)

Paschkin war launisch wie ein schlechtes Weib. Seine Stimmungen wechselten binnen Sekunden. Zufrieden, selbstgefällig, lustig sogar in seiner ironischen Art in einem Augenblick, konnte er im nächsten Moment in blindem Zorn toben aus geringfügigstem Anlaß, und einen jeden niedertrampeln, der sein Mißfallen erregte. Er hielt sich für gerecht und weit-sichtig. Häufig besuchte es ihm, im Rat eine Erörterung seiner Vorschläge anzuregen, nein, zu befehlen. Dann rutschten seine Räte unruhig auf ihren Stühlen hin und her und quälten sich ab, was es wohl sein mochte, was der Gewaltige zu hören wünschte. Sie wollten ja gerne nach seiner Pfeife tanzen, denn ihre Haut war ihnen lieb. Aber Paschkin war boshaft genug, seinen Willen immer erst als letzter zu verkünden. So sahen die Herren des Rats mit verlegenen Gesichtern da. Schwiegen sie, so rief Paschkin einen nach dem andern auf, als seien sie Schulbuben, und die Meinungen, die er dann zu hören bekam, waren außergewöhnlich vorsichtig und unterwürfig.

Einmal oder zweimal bei solchen Gelegenheiten war fallen und hatte freimütig seine Ansichten dargelegt. Merk-würdigerweise fand dies anscheinend Paschkins Beifall!

Aber nur anscheinend!

Ein bloßer Schimmer von gesundem Menschenverstand mußte ja grell hervorleuchten in dieser Versammlung von Männern, deren jeder sich nach Kräften bemühte, möglichst dumm und unfähig zu scheinen. Weil sich also Stepan einige-male im Eifer vergessen und wie ein Mann gesprochen hatte, hielt der Gouverneur ihn von nun an für einen gefährlichen Menschen! Leute von Intelligenz haßte Paschkin. So zogen sich langsam die Sturmwolken über Stepan Iline, den Schmied, zusammen.

Es fiel den übrigen Räten auf, daß er wagte, was sie niemals gewagt hätten, und dennoch von Paschkins Zorn verschont blieb. Sie wunderten sich. Manche hielten ihn für einen Günstling Paschkins, der vielleicht einmal zu fürchten sei wie dieser selbst.

„Hüte dich, Stepan Iwanowitsch! Du wagst viel!“ sagte der alte Sabine, der Vater seines Freundes Feodor, eines Tages zu ihm.

„Bei Gott, Feodor Feodorowitsch, ich tue mein Bestes, den Mund zu halten. Doch wenn er fragt, so muß man antworten.“

„Ah — aber man muß sich hüten dabei. Man darf nicht mehr zu wissen scheinen als er selbst. Polikoff wußte mehr als Paschkin, und jetzt stirbt er langsam dahin in einem kleinen Boot auf dem Baikalsee!“

„Ich will noch vorsichtiger sein, als ich es bis jetzt schon war.“

„Das ist auch das einzig Richtige!“ brummte der alte Sabine.

* * *

Zum erstenmal seit Iwan Ilines Tod — seit Paschkin die Führer des unpünktlichen Konvois kurzerhand aufhängen ließ — seit Stepan Iline den Männern von Werjinsk aus-einandersezte, wie pünktlich sie in Zukunft sein müßten, wenn ihnen ihr Leben lieb sei — zum erstenmal seit andert-halb Jahren war der Silberkonvoi seit einer Woche über-fällig, und vom ersten Tag ab war Paschkin außer sich ge-wesen vor Zorn.

Die unglücklichen Räte kamen zitternd zu den Sitzun-gen und wagten kaum, sich in ihren Sesseln zu rühren. Am liebsten hätten sie sich alle miteinander krank gemeldet, aber sie wußten nur zu gut, daß man auf dem Sterbebette liegen mußte, ehe Kranksein als eine Entschuldigung galt bei dem Gouverneur.

Endlich brach der Sturm los. Eines Tages kam Pasch-kin in denkbar schlechtester Stimmung in die Ratssitzung. Er hatte allzu viel getrunken in voriger Nacht, und sein Koch hatte die gute Gelegenheit benützt, desgleichen zu tun. Das erste Frühstück war daher miserabel, und Paschkins verdor-bener Magen empfand dieses kleine Malheur schmerzlich. Au-dem Koch konnte der Gouverneur seine Wut nicht auslassen, denn im fernem Irkutsk war dieser Mann unersehblich und ein Juwel, wenn er sich nicht gerade betrank. Daher des Gouver-neurs schlechte Stimmung. Solche winzigen Dinge — eine schlecht gekochte Mahlzeit, ein verstimmtter Magen — kön-nen Menschenschicksale beeinflussen, wenn ein einzelner Mann absolute Gewalt in den Händen hält!

Hätte Paschkins Koch sich nicht betrunken in jener Nacht und nicht das Frühstück verdorben am andern Morgen, so wäre Stepan Iline vielleicht nicht ins Unglück gestürzt . . .

„Der Konvoi — ist er gekommen?“ knurrte Paschkin.

„Nein, man hatte keine Nachrichten.“

„Er — ist — nicht — gekommen —“ wiederholte Paschkin langsam, und in seinen Augen blitzte es gefahr-drohend auf. Einen seiner Räte nach dem andern sah er der Reihe nach an, und die Männer zuckten zusammen unter seinem Blick und fühlten, wie ihnen der kalte Schweiß auf die Stirne trat. Sie hielten den Atem an vor Angst.

Stepan wurde bleich, als Paschkin ihn scharf ins Auge saßte, länger als die andern, prüfend, überlegend. Der Schmied wußte vom ersten Augenblick an, daß er es war, den Paschkin ausersuchen hatte. Es mußte so sein, es war un-vermeidlich. Es war sein Schicksal. In ganz unwillkürlicher Ideenverbindung mußte der Gouverneur die Namen Wer-jinsk und Iline in Beziehung zu einander bringen.

Schon einmal war Stepan Iline in Werjinsk gewesen, als einziger unter allen Räten. Er allein kannte die Straße und er allein kannte die Männer von Werjinsk. Einem an-dern vielleicht wäre es brutal erschienen, den Sohn mit dem gleichen Auftrag in die Minen zu schicken, der dem Vater das Leben gekostet hatte, aber derartige feinsinnige Erwägungen

spielten gewiß keine Rolle in Paschkins Entschließen. Stepan Kline fühlte es in den Knochen, daß seine Zeit gekommen war. Noch zögerte Paschkin zwar, als sei er unentschlossen, doch das tat er nur, weil es ihm Spaß machte, seine Räte zittern zu sehen. Seine Wahl hatte er schon längst getroffen.

„Du, Kline!“ rief der Gouverneur mit starker Stimme, und seine Augen bohrten sich förmlich in Stepan's Gesicht. „Du kennst den Weg. Du wirst sofort nach Wersinsk abreisen, dort ansündig machen, wer daran schuld ist, daß der Konvoi nicht pünktlich eintraf, und die Schuldigen in meinem Namen bestrafen. Du erhältst umfassende Vollmachten. Begegnest du dem Konvoi auf dem Weg, so ändert das nichts an deiner Aufgabe. Ich werde die Führer hier festhalten, bis du zurückkehrst.“

Stepan hatte sich erhoben und stand aufrecht da. Er wußte, daß es kein Entinnen gab. Die wenigen Worte machten ihn zum Henker. Die Gefahren der Reise kimmerten ihn wenig; das war ehrliches Manneswagnis. Der Auftrag jedoch — ah, dieser fürchterliche Auftrag —

Doch Paschkin war noch nicht fertig.

„Du wirst sofort aufbrechen. Zehn Tage hin, zehn Tage zurück, fünf Tage dort. In fünfundzwanzig Tagen wirst du zurück sein, oder —“ und ein Lächeln vollendete den Satz, nicht mißzuverstehen . . .

Stepan reckte sich auf. Der fürchterliche Auftrag war schlimm genug, aber noch viel schlimmer dieses Vorschreiben von Zeitgrenzen, die selbst unter den günstigsten Verhältnissen nicht eingehalten werden konnten. Dagegen mußte er sich wehren. Paschkin sollte wenigstens wissen, daß es etwas Unmögliches war, was er von ihm verlangte. Stepan wußte genau, daß man sein Leben riskierte, wenn man Paschkin widersprach, und doch widersprach er; denn schließlich war es gleichgültig, ob das Unglück ihn jetzt packte oder erst in einem Monat, wenn er zu spät zurückkam von Wersinsk.

„Mit Respekt, Erzellenz,“ begann er, und nichts hätte respektvoller sein können als sein Ton, und doch schrakten die Räte zusammen und hielten den Atem an vor Entsetzen. Dieser Mann wagte es, dem Gouverneur zu widersprechen. „Mit Respekt, Erzellenz! Zehn Tage genügen nicht für die Reise zu dieser Jahreszeit. Die Straße ist überschwemmt. Der Schnee liegt noch nicht tief genug, daß man einen Schlitten benutzen könnte.“

„Zehn Tage, sagte ich,“ donnerte Paschkin, und in seinen Augen sprühte es vor Wut. „Du wirst zwei Kosaken mitnehmen und in fünfundzwanzig Tagen zurück sein oder die Folgen tragen. Zehn Tage hin, zehn Tage her — hörst du, Kline?“

„Zawohl, Erzellenz. Ich werde mit allen Kräften trachten, pünktlich zu sein, und mehr kann kein Mensch tun, Erzellenz. Denn zehn Tage —“

„Schweig!“ brüllte der Gouverneur. „Du reißt augenblicklich ab. Binnen einer Stunde wirst du deine Pässe und Vollmachten erhalten.“

Stepan verbeugte sich schweigend und verließ den Ratssaal.

(Fortsetzung folgt.)

Jonni Mohrs Heimfahrt.

Von Kurt Kübler.

(Fortsetzung.)

Aber er sah in ein gutmütiges, lächelndes Gesicht und in zwei verschmitzte, wasserhelle Augen.

„Was wollen Sie von mir? Weshalb fragen Sie?“ rief der Deutsche erregt und stand unruhig auf.

„Nur, junger Mann!“ sagte der Wirt sanft und lächelnd und drückte ihn auf die Bank zurück. „Bleiben Sie ruhig sitzen. Ich meine es sehr gut mit Ihnen. Sie sprechen so ein schönes Englisch. Sie sehen aus wie der Sohn des Lordkanzlers selber . . .“

Der freundliche Wirt machte eine kleine Pause, dann fuhr er ehdringlich fort:

„Aber Sie könnten doch vielleicht in Verlegenheit kommen, wenn Sie vielleicht ein paar Papierchen brauchen könnten?“

Jonni Mohr blickte den Wirt ersaunt an.

„Nun,“ sagte der, „es ist nicht angenehm, vielleicht als Spion in den Tower gebracht zu werden . . . wer weiß, was geschieht! Jeder Deutsche ist ein Spion, sagt die Regierung. Wenn Sie in Zukunft . . . sagen wir mal . . . John Fox heißen wollen, . . . ich mach's billig . . . ich mach's für drei Pfund . . . sechszig Schilling, junger Mann!“

Der alte Wirt lächelte und stand auf, ohne eine Antwort seines Gastes abzuwarten. Aus den Tiefen eines Kastens hinter der Theke hob er ein Paket Papiere, kramte eine Weile darin

herum und kam endlich mit drei Schriftstücken zurück, die er vor dem jungen Deutschen ausbreitete.

„Das paßt wundervoll, nicht wahr, my boy? Er ist tot, der arme John Fox aus Birmingham. Er war ein ausländischer Kerl in ihrem hoffnungsvollen Alter. Er ist eines Tages unter einem Omnibus gekommen und bei mir oben im Zimmer gestorben. Ich konnte noch eben diese Papierchen in Sicherheit bringen, da kam der Leichenrichter schon. Was gehen den Leichenrichter diese hübschen Papierchen an, dachte ich. Papierchen sind wertvoll, und einem Toten nützen sie nichts. Na . . . wollen Sie, junger Mann? Drei Pfündchen!“

Der Handel war zustande gekommen, und der Kaufmann Jonni Mohr aus Hamburg war von da ab der Metallarbeiter John Henry Fox aus Birmingham mit dem guten Leinwandszeugnis der Polizeibehörde von Manchester. Es war besser, unter dem Namen Fox irgendwo zu arbeiten, und sei es auf den Docks, wo man Arbeiter brauchte wie das tägliche Brot, als unter dem Namen Jonni Mohr aus Hamburg in irgendeinem Konzentrationslager wie ein Verbrecher behandelt zu werden. Denn die Engländer nahmen alle deutschen Reservisten unweigerlich fest. Jonni Mohr war jetzt zehn Jahre in England, mit Ausnahme der beiden Dienstjahre; er sprach ein gutes Englisch; wer sollte ihn entdecken?

Alles ging gut, bis der herrliche Zeppeleinfreuzer im Brausen des Gewitters wie ein wunderbarer Gruß aus dem Vaterlande hoch über den Docks von London erschienen war. Da hatte die erlösende deutsche Seele den zum Schweigen verurteilten Mund geöffnet . . . da hatte ihm sein dreifaches, jauchzendes Hurra die Fäuste des roten Dick an die Brust geholt. Mit ungestümmter Kraftanstrengung hatte er sich aus der Gewalt des langen Barzichen befreit, und im lärmenden Durcheinander, das nun folgte, war er glücklich entwichen.

Und nun brannte nur noch ein einziger Wunsch in seiner Seele: Weg aus London! Weg aus England! Nach Deutschland . . . nach Deutschland!!

Aber wie sollte das geschehen?

Er schaute verkommen über das franse Durcheinander der Dächer von Whitechapel, auf denen der erste, dunstige Schein der Morgensonne lag; er sah die endlosen Reibe der kurzen, runden Schornsteine auf den Dächern. Müdigkeit kam in seine Seele, der Kopf sank auf die Brust; er fiel auf den Stuhl, den er sich zum Fenster geschoben hatte, und schlief ein.

Er hatte unter den lauten, heuchlerischen Augen des siebenten Eduard einen seltsamen Traum.

Er stand hoch auf einem Turm der mächtigen Towerbrücke, sah die Schiffe auf dem breiten Rücken der gelbgrauen Themse auf und nieder gleiten und die endlosen Docks mit ihren hohen Lagerweckern im Dampf verschwimmen. Dahinter lag unter der rauchigen Luft die mächtige Stadt wie ein im Wellengang zu Stein erhartetes Meer. Wie ein riesenhaftes Ungeheum hob sich die runde Kuppel der St. Pauls-Kathedrale aus dem lichtlosen Nebel. Eine unendliche Stille herrschte . . . London schien begraben unter einer schweren Trostlosigkeit und bedrückenden Bangigkeit . . . wie ein wehrloses Tier, das dumpf und ermattet ein tragisches Schicksal erwartet.

Da kam ein Donnern aus der Ferne, erst verhalten grollend, dann gewaltig wie stürzende Felsblöcke. Ein Riesenvogel zog unterm Himmel her, schöner als alle Pracht Londons. Aus seinem Flügel tröpfte Feuer und Eisen. Da wachte London auf. Das Geräusch der bis zum Wahnsinn erschreckten Menschen tobte bis hinauf zum Turm der Towerbrücke, die in ihren Grundpfeilern erbebt, und schwall über den leuchtenden Riesenvogel hin, der nun aussah wie ein deutscher Luftkreuzer. Unbeirrt zog der strahlende Riese seine verderbenbringenden Kreise und suchte wie ein zürnender und rächender Gott seine Opfer. Explosionen tönten heraus wie die schrillen Schreie zu Tode getroffener Tiere, Feuersbrünste brachen zum Himmel, nun nicht mehr aus den Towerdocks, und den Alburdocks, sondern weit über das Stadtmeer hin. Dicke Rauchmassen, zu unheimlichen Gestalten geballt, schaukelten über London, als wollten sie die ungeheure Stadt unter ihrem dunklen Mantel erbarmungslos erstickern.

Als der Zeppeleinfreuzer sein Werk erfüllt hatte, rauschte er dem Turm der Towerbrücke entgegen, auf dem der Mann aus Deutschland stand. Schön und ruhig glitt er ganz dicht heran, und die Türen seiner Gondeln öffneten sich. Jonni Mohr trat ein, von seltsamen Schauern ergriffen. Der Luftkreuzer hob sich in wundervoller Wendung und nahm die Richtung auf Deutschland. Der Wind prasselte jubelnd die Flanken des eilenden Schiffes entlang. In der hinteren Gondel stand Jonni Mohr und sah das dampfende und verklammerte London im Wechselschiffen versinken.

Kindergeräusche kam aus dem Hof hinter der Trebburn-Street in Whitechapel, und der träumende Schläfer erwachte.

*

In einer kleinen Kneipe in Grimsby saß gegen Abend der alte, grimmig aussehende, norwegische Kapitän Pils Rjære, dem der weiße Bart struppig unterm australisierten Kinn hing, mit ein paar Hafenbeamten und Todaufsehern am runden Tisch.

Er hatte eine halbvolle Flasche schottischen Whisky vor sich stehen, aus der er sich tapfer einschenkte. Alle fünf Minuten schätzte er ein Glas durch die Rehle und goß einen Schluck Wasser hinterher. Er staute und schimpfte auf die traurigen Zustände in dem

Häfen am Humber und in ganz England. Sein braunrot gebranntes Gesicht flammte.

„Schaffen Sie mir Matrosen! Gentlemen!“ schrie er die Hafenbeamten an, die ihm grinsend, die kurze Schagpiße im Mundwinkel, zuhörten. „Ich will noch heute aus dem verdammten Humber heraus und meinen Kahn nach Stavanger steuern. Da will ich meinetwegen so lange liegen bleiben, bis dieser Dreizehnerkrieg zu Ende ist!“

Einer der Hafenbeamten suchte gleichmütig die Nase, schob die Pfeife in den anderen Mundwinkel und sagte gelassen:

„Schaffen Sie die deutschen Unterseeboote weg, Kapitän!“

„Goddam!“ Der Kapitän Niels Kjäre hieb mit der Faust auf den Tisch. „Deutsche Unterseeboote! Geht ihnen doch an die verfluchten schwarzen Leiber mit eurer Flotte!“

„Sprechen Sie mal mit Mister Churchhill über diese Sache,“ entgegnete der Engländer mit der gleichen Gelassenheit.

Der Kapitän schürzte ein Glas Whisky in die unerfättliche Kehle und knurrte, etwas ruhiger, vor sich hin:

„Mit Unterseebooten hab' ich nichts zu tun . . . ich bin ein neutraler Mann. Aber die Minen, die verdammten Knall-erben, mit denen eure Leute und die sinken Germans das Wasser gespickt haben, die treiben mir alle Matrosen aus der Haver. Kein Mensch will mehr fahren! Aber ich muß rüber nach Stavanger; ich muß, muß, Gentlemen! Ich brauche drei Matrosen und zahle fünf Pfund für die Reise! Fünf Pfund, das ist kein Tred in diesen Zeiten, Gentlemen!“

Er hatte kaum ausgesprochen, da kamen zwei Männer, die vorn an der Bar gestanden und Bier getrunken hatten, an den Tisch des Kapitans.

„Geben Sie sechs Pfund, Kapitän, dann sind wir Ihre Leute!“

„Se!“

Der Kapitän Niels Kjäre fuhr herum und besah sich die Männer.

Der eine war ein großer, breitschultriger Kerl mit einem verwegenen Gesicht. Die Mütze sah ihm schief auf dem krausen, braunen Haar. Er stand breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, die Pfeife im Mundwinkel, vor dem Kapitän. Der andere war ein schwächlicher Jüngling, keine achtzehn Jahre alt, klein und unscheinbar. Er hatte die Mütze abgenommen und drehte sie zwischen den bis zur Brust hochgehobenen Händen.

Nach einer Weile fragte der Kapitän:

„Was seid ihr denn für Kerle?“

„Ich bin Kohlenträger drüben bei den Steuervorn im Hafen von Jammingham, und der Kleine hier arbeitet in der Eisfabrik am Fischhafen. Vor dem Krieg bin ich als Matrose gefahren und der Kleine war Schiffsjunge auf der „Holyday“, die vor einem deutschen Unterseeboot mit einem Torpedo im Magen kopfheißer gegangen ist. Wir wollen uns die sechs Pfund verdienen . . . wenn wir für die gleiche Steuer wieder rüber nach England kommen!“

Der Kapitän fuhr auf.

„Se? Was? Wieder rüber? . . . Ich weiß nicht, ob ich wieder rüber komme!“

Gelassen sagte der breitschultrige Kerl:

„Ich denke, Kapitän, darauf können wir's ruhig ankommen lassen!“

Misträuisch blickte der Kapitän den Burschen an, dann fragte er kurz:

„Habt Ihr Papiere?“

Der Große griff in die Brusttasche und holte ein paar schmutzige und abgegriffene Zettel heraus.

„Ich habe meine Papiere zu Hause!“ rief der Kleine.

Der Kapitän nahm die Zettel und las sie.

„Well!“ Die sind in Ordnung. Geht zum Hafenskommandanten und laßt euch einen Paß geben. Ohne den geht's nicht. Wenn ich noch einen Mann erwischen kann, fahren wir morgen aus dem Humber!“

„All right, Sir?“ sagte der Große gleichmütig. „Wo liegt Ihr Schiff?“

„Am zweiten Dock im Fischhafen liegt der „Kong Hakon“!“

Die beiden Burschen schoben ab, und der Kapitän griff befriedigt nach der Whiskyflasche.

„Eine Runde für die Gentlemen!“ rief er drohnend, und die Hafenbeamten am Tisch ließen sich den Whisky schmecken.

Als der Kapitän Niels Kjäre eine Stunde später über die schlüpfrigen Grimsbydocks ging, um zu seinem Dampfer zu kommen, folgte ihm ein Mann wie ein Schatten. Der Kapitän ging ein wenig schwanke, er hatte fast eine ganze Flasche Whisky im Magen. Die Nase war noch voll von Moscholdunst und Tabakrauch, und so spürte er nichts von dem herben Fischgeruch, der fast körperlich aus den langgestreckten und kühlen Schuppen strich, wo sich auch in Kriegszeiten, trotz der mattgewordenen Schiffsahrt, die Fische aus den schottischen und norwegischen Meeren ansammelten und sich in den Eistüben häuften, der mächtige, oft zentnerischere Heilbutt und der schlaffe Schellfisch, der wunderbar schnelle Meerestüfel und der großköpfige Kabeljau, die runde Scholle und der fette Seelachs.

Unter einer Laterne, deren gelber Schein träge über das alters-schwarze Holz der Fischhallen zitterte, blieb der Kapitän Niels

Kjäre stehen, um sich eine Pfeife Tabak anzuzünden. Es war verboten, auf den Docks zu rauchen, ob es Tag war oder Nacht. Aber was hatte der Kapitän Kjäre aus Stavanger, der Fremde aller britischen Hafenbeamten von Harwich bis Newcastle, zu fürchten?

Oben hatte er das Streichholz an der blauen Dose ange-rieben und bis zur Pfeife hochgehoben, so daß sein rotbraunes gedummes Gesicht, noch dazu durchglüht vom vielen Whisky, im Widerschein der Flamme wie lebendiges Feuer brannte, da stand der Mann vor ihm, der ihm gefolgt war, wie jäh aus der Dunkelheit herausgewachsen.

Der Kapitän schaute ruhig auf und hielt dem Fremden das flackernde Streichholz vors Gesicht. Er sah in blaue, glänzende Augen und auf einen sieberhaft bebenden Mund.

„Goddam . . . wenn ich nicht so ein alter ausgekochter Bursche wäre, Sie hätten mich erschreckt, junger Mann! Was wollen Sie von mir?“

Er hielt gleichmütig das Streichholz über den Pfeifenkopf. Der Tabak brannte knisternd an, die gelbe Flamme erlosch.

„Ich will mit Ihnen nach Stavanger,“ sagte der Fremde rasch und leise. „Ich sah in der Bar, in der Sie die beiden Leute anheuert, Kapitän.“

„So. Um! Ich könnte noch einen gebrauchen. Sind Sie Seemann?“

Der junge Mann zögerte ein wenig, dann sagte er offen: „Nein, Kapitän! Aber ich kann arbeiten. Ich war Sachträger in den Docks von London.“

Der Kapitän horchte auf und besah sich den jungen Mann ein wenig näher. Das matte Licht der Docklaterne beleuchtete ein hübsches, glattes Gesicht. Kapitän Kjäre verzog misträuisch den Mund.

„Se? Was waren Sie? Sachträger in den Docks von London?“

„Was soll man tun, Kapitän, wenn man sein Brot verdienen muß! Geben Sie mir vier Pfund, und ich geh' mit nach Stavanger.“

Der Kapitän zog die graubuschigen, struppigen Augenbrauen hoch. Er witterte irgend etwas; er war ein Mann, der sich in Menschenengesichtern auskannte, der wackere Kapitän Niels Kjäre. „Bürschlein, Bürschlein!“ sagten seine verschmigten Augen.

„Ich kalkuliere, junger Mann, Sie kommen auch für zwei Pfund mit nach Stavanger, he?“

Der Fremde war einen Augenblick betroffen. Dann sah er das gutmütige Zwinkern der verkniffenen Augen, und er sagte geradeheraus:

„Sie haben recht, Kapitän. Ich tu's auch für zwei Pfund.“

Kapitän Kjäre lachte trocken.

„Sagte ich's nicht? . . . Und Ihre Papiere?“

„Hier.“

Der Alte trat unter die Laterne und studierte die drei Zettel. „John Henry Fox aus Birmingham. Um! All right!“

Er überlegte eine Weile, dann lachte er pfeffrig.

„Well! Wenn Sie morgen mittag mit einem Paß von der Hafenskommandantur an Bord des „Kong Hakon“ kommen, da drüben liegt der Kasten, dann sind Sie mein Mann. Für zwei Pfund, wohlverstanden! Auf Rückbeförderung legen Sie wohl keinen Wert, wie?“ fügte er lachend hinzu.

„All right!“ sagte John Fox, zog den Hut und verabschiedete im Dunkeln.

Der Kapitän blieb noch eine Weile stehen, dann schwannte er langsam weiter, drückte Rauchwolken aus der kurzen Pfeife vor sich hinblasend.

Als er eine Viertelstunde später in seiner Koje lag, überlegte er sich den Fall noch einmal, dann sagte er laut vor sich hin, wie es seine Weise war:

„Goddam . . . wenn das kein Deutscher war, laß ich mich hängen.“

Nebenan lag der Steuermann in seiner Koje. Aber der hörte nichts. Das Hafenvasser gurgelte und gluckste zu laut unter dem Kiel.

1) Gut. 2) Schon gut, Herr.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Nijinsky nach Argentinien kam.

(Nachdruck verboten.)

Vom russischen Ballett und seinem auch bei uns so hoch geschätzten Mitgliebes Nijinsky hat man in Deutschland lange nichts gehört. Jetzt erfahren wir durch die Vermittlung des Cri de Paris ein wenig über sein Schicksal. Dieses Blatt erzählt:

Es war in Spanien. Der Direktor des Theaters von Buenos Aires wollte das russische Ballett nach Argentinien entführen. Alle Tänzer und Tänzerinnen hatten bereits ihre Einwilligung gegeben, nur Nijinsky noch nicht. Dieser erklärte, daß er das Meer schon in Friedenszeiten nicht liebte. Jetzt aber, wo es von Unterseebooten wimmelte, löste es ihn eine unüberwindliche Abneigung ein. Der Intendant war verzweifelt. Die kommende Saison mußte einen Zusammenbruch darstellen ohne den größten Künstler. Da sagte der Theateragent zu ihm: „Geben Sie mir freie Hand in bezug auf die Kosten und ich werde die Sache machen.“ Der Intendant tat es, und zwei Tage darauf wurde Nijinsky arrestiert. Warum? Niemand konnte den Grund feststellen. Der Tän-

zer verzweifelte in seinem Gefängnis. Er fragte wohl Schrecken, was er wohl getan hätte, welches Schicksal seiner wartete. Er schrieb seinem Kommandant, seinem Botschafter. Aber diese hatten gerade so viel Autorität, wie sie einem bolschewistischen Diplomaten zukommt und der Kaiser hatte wenig Hoffnung. In diesem Zustande der Verzweiflung erhielt er den Besuch des Theateragenten. Der sprach:

„Hier in Spanien weiß man ganz genau, wann man ins Gefängnis kommt, aber man ahnt niemals, wann man seine Freiheit erlangt. Sie können hier auf Wochen und Monate vergessen werden. Aber ich habe ein Mittel, Sie zu befreien.“

„Und welches wäre das?“

„Unterzeichnet den Vertrag nach Buenos Aires.“

„Alles lieber, als hier im Gefängnis zu verfaulen.“

Er unterzeichnete. Am nächsten Tag ließ man ihn frei, ohne ihm mehr Erklärungen zu geben, als bei seinem Eintritt. Und schließlich ging er an Bord.

„Wie haben Sie das bloß fertig gebracht?“ fragte der Inspektor seinen Agenten. Dieser sah in schlan an und klopfte auf sein Vordermonnaie.

„Nun wissen wir wenigstens, wo Rjinsky ist und daß man sich in Frankreich nicht geniert, über das als Handelsgetosse so besetzte Spanien böse Witze zu machen.“

Bühnertisch.

— Eduard Reinacher: Der Tod von Grallenfels. Straßburger Truderei und Verlagsanstalt. Ein neuer Totentanz! ein Totentanz, der an Kraft der Sprache und vor allem an logischer Durchbildung der einzelnen Bilder berühmten Vorgängern nichts nachgibt. Reinacher verfügt über eine selten scharfe Charakterisierungskunst. Immer weiß er den rechten Ton, die passende Vokalfarbe zu finden. Ob er in Allegorien schwelgt, ob er schildert, erzählt oder andeutet, ob der Tod als schöner Mann, als Freund, als Tröster oder als Vernichter auftritt, stets wird man gefesselt und verweilt gerne. Berzert ist das eindrucksvolle Werk durch Zeichnungen von Alice Wesseler-Merlinger. Auf den ersten Blick werden diese Blätter einer flüchtig scheinenden Schabkunst den Betrachter nicht gewinnen. Wenn er sich aber in das Werk vertieft, so werden ihm auch die Zeichnungen näher kommen, ja so nahe, daß ihm der Eindruck einer festen Harmonie zur Gewißheit werden kann. Das Buch erfordert seine Gemeinde, aber es wird sie finden, denn es steht über dem Alltag, und doch nicht unerreichtbar fern.

— Alt-Livland. Heitere Bilder aus dem Baltikum. Von Eva Gaehgens. Mit Buchdruck von Lina Burger. Häßlich gebunden 4,80 Mark. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. — Die durch ihre prächtvollen Kinderbücher schnell bekanntgewordene Schriftstellerin bietet die neueste Gabe ihrer Muse den Erwachsenen dar. Die von inniger Liebe zu ihrer Heimat besetzte Baltin erzählt uns hier mit unübertrefflicher Erzählerkunst Erstauntes und Erlebtes, schlicht, aber eigenartig und lebenswahr. Eva Gaehgens hat die seltene Gabe, fast photographisch getreue Schilderungen ganz innerlich mit stark individuellem, künstlerischem Geist zu durchdringen und dadurch die alltäglichsten Wirklichkeiten zu verklären. In diesem Buche kommt ihrer Gabe nun aber noch die so eigenartig kernhafte und anziehende Art des deutschen Baltentums zur Hilfe. Bilder wie „Krebspartie“, „Bauernhochzeit in Livland“, „Unser Sommer“ u. a. tun es jedem Leser mit ihrem eigenartigen Zauber ohne weiteres ganz innerlich an.

— Die Organisation des Volksschulwesens auf differentiell-psychologischer Grundlage mit besonderer Berücksichtigung der Begabungsforschung und moderner Schulreformen deutscher Großstädte. Von Dr. Jacob van den Wyenberg. 116 Seiten. Gehftet 3 Mark, gebunden 3,60 Mark. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig, 1918. — Die Ausführungen sind nicht nur für den Pädagogen vom Fach und den praktischen Schulmann von Interesse, sondern auch für Volkswirtschaftler, staatliche und städtische Schulbehörden, für alle, denen die Hebung der allgemeinen Volksbildung durch eine naturgemäße Ausgestaltung der Volksschule am Herzen liegt.

— Die Sammlung der „Zeitbücher“, die im Verlage von Neuf und Jitta, Konstanz a. B. erscheint, hat wieder eine wertvolle Bereicherung durch 5 neue Bändchen erfahren. Wie die früheren, schönen, billigen Bände (70 Bg. art.) stets durch ihre geschmackvolle Ausstattung und den klaren Druck auffielen, so sind auch die neuen Bände 86—90 wieder vorzüglich ausgestattet. Dabei bieten die „Zeitbücher“ stets nur Gutes, keine Alltags- oder Durchschnittsliteratur.

Band 86: „Der Dichter Hermann Burte“. Der Verfasser dieser kleinen klaren Biographie und Würdigung eines starken Talentes ist Dr. Knudsen. Er wird in jeder Beziehung dem Dichter und Dramatiker Burte gerecht und führt ihn uns fesselnd vor Augen.

Band 87: „In geruhigter Stunde“. Neue Verse von Alfons Behold. Starke Realistik und feine Beobachtungskunst zeichnen diese Gedichte aus.

Band: 88: Menschen und Tiere. Fabeln und Glossen.

von Arthur Schubart. Der Verfasser ist zweifellos ein äußerst feiner Beobachter und Lebenskünstler. Wie er all diese besonderen Züge seiner „Menschen und Tiere“ schildert, oder die Vorarbeiten auch gliedert, das ist äußerst ergötzlich zu lesen.

Band 89: Schicksale. Novellen von Ernst Bahn. „Nieder oder Bahn“ treten uns diese Erzählungen entgegen. Schlicht in der Form, dabei von wunderbarer Charakterisierung der Figuren, von prächtiger Tiefe und Klarheit.

Band 90: Liebesabend in Besigheim. Bandhastserlebnisse von Norbert Jacques. Der Verfasser des bekannten Romans „Pirath's Insel“ hat mit diesen „Bandhastserlebnissen“ Bilder aus der Natur und dem Volke festgehalten, wie es fesselnder gar nicht geschehen könnte.

— Der Weltkrieg in seiner Einwirkung auf das deutsche Volk. Unter Mitwirkung von Gertrud Bäumer, Wilhelm Blankenburg, Rudolf Hovenhoven, Martin Fabender, Hugo Freiherr v. Freitag-Loringhoven, Johann Giesberts, Rudolf Herzog, Wilhelm Jutz, Arthur Kampf, Christian Jasper Klunker, Alfred von der Leyen, Kurt L. W. Freiherr v. Maltzahn, Johannes Norrenberg, Ernst Roffe, Willi Brion, Max Köhler, Theodor Schiemann, Wilhelm Schumburg, Max Schwarte, Wilhelm Schwinnig, Johann Georg Sprengel, Ernst Troeltsch, Georg Ernst Witms, Willi Wghodzinski, herausgegeben von Generalleutnant Max Schwarte. 520 Seiten. Preis geb. 16 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1918. — Was der Krieg an einschneidenden Einwirkungen dem deutschen Volke auf allen Lebens- und Schaffensgebieten brachte, wie er es zum Umgestalten aller Gedanken und Arbeitsgewohnheiten zwang, und wie er in dieser Umgestaltung die Grundlagen schuf und die Bezüge wies für den demnächstigen Neuanbau, für die Lebensnotwendigkeiten und Zukunftshoffnungen — das alles in einem Bände zusammengefaßt zu schildern, ist in dem genannten Bunde von führenden Männern aller in Betracht kommenden Berufe unternommen. Kriegsführung zu Lande, zur See und in der heimatischen Arbeit, innere und äußere Politik, Verwaltung und Volkswirtschaft, Landwirtschaft, Industrie und Technik, Handel und Verkehr, Gesundheitspflege und Fürsorgewesen, Rechtspflege, Frauenarbeit, Religion und Unterricht, Kunst, Presse, und Literatur: jedes Gebiet wird von einer seiner führenden Persönlichkeiten unter dem Gesichtspunkte der Kriegseinwirkung behandelt, verschieden je nach der Staats- oder volkswirtschaftlichen Einschätzung der Verfasser, aber einig in der Richtlinie der heißen Liebe zum Vaterlande, einig in dem Ziel, daß aus den Kriegstrümmern ersehen müsse ein kraftvolles deutsches Volk, gleichberechtigt in der Welt mit jedem anderen Volke. In kurzer, prägnanter Darstellung geschrieben, werden die Arbeiten zweifellos die Aufmerksamkeit aller Kreise auf sich ziehen, zum Meinungsanstausch zwingen und an ihrem Teil mitwirken. Die Grundlagen für das Wiederaufleben der deutschen Art, der deutschen Arbeit und der deutschen Gedanken zu hären, sie im Friedensschluß festzulegen und für die Friedensarbeit vorzubereiten.

— Der Weltkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. E. S. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Ost 179 und 180, Preis je 40 Pfennig. Der „Weltkrieg“ hat sich in seinen neuesten Heften 179 und 180 der Mäz unterzogen, aus all den hundertfachen, täglich aus den verschiedensten Quellen fließenden Einzelheiten vom englischen Handelskrieg in seinen Beziehungen zu den neutralen Staaten, besonders den europäischen Nordstaaten, eine zusammenhängende, erschöpfende und gründliche Darstellung zu geben. Kein Staatsmann, kein Politiker, niemand, dessen Aufgabe es ist, am Gemeinwohl mitzuarbeiten, das Volk aufzuklären, oder der auch nur für sich selbst klar sehen will, darf diese Ausführungen ungenutzt lassen. Hier kann der Deutsche lernen und holen, woran es ihm noch vielfach gebricht: Selbstbewußtsein, Tatkraft bis zur Rücksichtslosigkeit, Vorankommen des eigenen Vorteils, unverwundliche Fähigkeit im wirtschaftlichen Kampf. Der Gegenstand dieser Hefte würde sich ganz besonders gut für öffentliche Vorträge eignen, die sich merkwürdigerweise scheinend wenig mit diesen hervorragend wichtigen Dingen befassen. — Behandelt wird in diesen Heften ferner der von der Entente geplante Wirtschaftskrieg nach beendetem Krieg.

Ergänzungsrätzel.

. . . i . ar e be P t . L e okr . t r K e . Pa ins . R e . E

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge nachstehende Bedeutung haben: Verwandte, Rechtsverhältnis, vertragliche Leistung, Zustand, Märchengestalten, Körperteil, Verzeichnis, griechischer Philosoph, deutsche Residenzstadt, Gefäß, Gewächstform. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die ergänzten Buchstaben in sinnigem Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Zahlenschrift in voriger Nummer
Wer wagt, gewinnt. (Schlüssel: Wein, Ratte, Wange, Tinte, Tran.)